



4.1.2 Geschlechterstereotype

Im Rahmen einer psychosozialen Konzeption des Geschlechterbegriffs spielen Geschlechterstereotype eine zentrale Rolle. Im Folgenden werden Funktion, Inhalte und Ursprung von Geschlechterstereotypen dargestellt. Ganz allgemein sind *Stereotype* kognitive Strukturen, die auf sozial geteiltem Wissen über bestimmte Merkmale von sozialen Gruppen basieren, die im Sozialisationsprozess vermittelt werden (Alfermann 1996: 9f.; ähnlich Eckes 2010: 178). Stereotypisierung dient der *Komplexitätsreduktion*, indem Subjekte bestimmten Kategorien zugeordnet werden, welche mit der Ausprägung bestimmter Eigenschaften verknüpft sind (Alfermann 1996: 10; vgl. z. B. auch Tajfel 1963), ohne dass dabei individuelle Unterschiede berücksichtigt werden (Doise et al. 1978: 160). Darüber hinaus dienen sie der Rechtfertigung gesellschaftlicher Rang- und Wertordnungen und damit in der Regel zur Aufwertung der dominanten Gruppe (ethnozentristischer Bias) in einer Kultur (vgl. Alfermann 1996: 11; vgl. z. B. auch Tajfel 1978: 62).

Geschlechterstereotype sind ein „schematized set of beliefs about the psychological traits and characteristics and the behaviors expected of (and seen as appropriate for) men and women“ (Stainton Rogers/ Stainton Rogers 2001: 50). Sie bilden sich bereits im Kindesalter heraus (vgl. Alfermann 1996: 12f.) und haben sich bisher als langfristig stabil erwiesen (Eckes 2010; Prentice/Carranza 2002). Deaux und LaFrance (1998: 794f.) weisen auf die implizite Wirkung von Geschlechterstereotypen hin, der sich Personen häufig nicht bewusst sind und die sich nicht mit ihren öffentlich bekundeten Einstellungen decken muss.

Geschlechterstereotype beinhalten sowohl *deskriptive* als auch *präskriptive* Komponenten (Alfermann 1996: 31). Deskriptive Elemente meinen Eigenschaften, die Männer oder Frauen typischerweise haben, präskriptive Elemente beziehen sich auf Eigenschaften, die Männer oder Frauen haben sollten. Beispielsweise wird von Männern dominantes Auftreten und von Frauen einfühlsames Verhalten erwartet (vgl. Eckes 2010: 178). Die Existenz von Geschlechterstereotypen lässt sich im Wesentlichen auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zurückführen (vgl. Alfermann 1996: 20ff.) und steht in engem Zusammenhang mit der Zuordnung von *Geschlechterrollen*. Nach der Unterscheidung sozialer Rollen von Parsons und Bales (1955) entspricht das männliche Stereotyp der instrumentellen Rolle und das weibliche Stereotyp der expressiven Rolle. Der

instrumentellen Rolle werden Eigenschaften wie Kompetenz, Rationalität und Selbstbewusstsein zugeordnet, der expressiven Rolle Eigenschaften wie Wärme, Personenorientierung und Emotionalität (vgl. Sieverding/ Alfermann 1992: 7). Diese Rollenverteilung wird von Parsons und Bales (1955) als Grundlage für das Funktionieren gesellschaftlicher Prozesse gesehen, in dem Männer ökonomische und politische Funktionen inne haben, während sich Frauen ihnen untergeordnet häuslichen Pflichten widmen. Diese streng essentialistische Position wurde jedoch bald in Frage gestellt und auf die gesellschaftliche Bedingtheit von Geschlechtsrollenzuweisungen hingewiesen (vgl. Spence/ Buckner 2000: 44). Geschlechterrollen und Geschlechterstereotype bedingen sich so gesehen wechselseitig. Letztere sind aus bestehenden Rollen hervorgegangen, diese wiederum rekurrieren auf die Stereotype (Alfermann 1996: 22).

Ähnlich der Konzeption von Geschlechterrollen von Parsons und Bales (1955) unterscheidet der dualistische Rollenansatz von Bakan (1976) zwei grundlegende Dimensionen der Existenz: *Instrumentalität* (agency) und *Partizipation* (communion). *Agency* steht für Individualität, Trennungstreben und -fähigkeit, Selbstbehauptung und Durchsetzung nach außen, Unterdrückung von Gefühlen und Kompetenzstreben. Im Gegensatz dazu steht bei *Communion* die Gemeinschaft, soziale Teilhabe, Harmonie und Gemeinsamkeit im Vordergrund. Auch hier lassen sich die oben diskutierten Geschlechterstereotype entsprechend zuordnen (vgl. dazu auch Eagly 1987).

Basierend auf diesen rollenbedingten Differenzierungen gehen zahlreiche Studien zu Geschlechterstereotypen (vgl. z. B. Athenstaedt 2003; Bem 1974; Helmreich et al. 1979; Sieverding/ Alfermann 1992; Spence/ Buckner 2000; Spence et al. 1975) davon aus, dass sich Männer und Frauen in ihren Persönlichkeitsmerkmalen entlang der klassischen agency-communion-Dimensionen (vgl. Bakan 1976) bzw. der Expressivitäts-Instrumentalitäts-Dimensionen (vgl. Parsons/ Bales 1955) unterscheiden. Alfermann (1996: 122) stellt fest, dass instrumentelle bzw. maskuline und expressive bzw. feminine Merkmale, entsprechend der Geschlechterstereotype, auch in den Selbstbeschreibungen der Personen enthalten sind. Weder bei den Stereotypen noch bei den Selbstbeschreibungen sind hinsichtlich der Persönlichkeit im Verlauf der Jahrzehnte nennenswerte Veränderungen festzustellen (Alfermann 1996: 122). Im Gegensatz dazu zeigen sich jedoch bei den Einstellungen zu und der Ausübung von traditionellen Geschlechterrollen deutliche Veränderungen (z. B. Twenge 1997).

Die Problematik von Geschlechterstereotypen und damit auch ihrer Berücksichtigung in Messinstrumenten im Rahmen der Untersuchung von geschlechtsbezogenen Fragestellungen besteht in folgendem *Attributionsfehler* (vgl. Alfermann 1996: 122, 169): Während sich Männer und Frauen hinsichtlich bestimmter Merkmale zwar *quantitativ* unterscheiden, unterstellen Geschlechterstereoty-

pe *qualitative* Unterschiede, indem sie von der Gruppe auf das Individuum schließen und der biologisch begründeten Dichotomie folgend konstatieren, welche Merkmale Männer und Frauen typischerweise haben (deskriptiv) und welche sie haben sollten (präskriptiv). Entsprechende Vorstellungen einer bipolaren Geschlechterkonzeption werden im Rahmen der Geschlechtersozialisation erworben (vgl. Deaux/ Lafrance 1998: 795f.). Bereits Constantinople (1973) geht von der Existenz stereotyp maskuliner und stereotyp femininer Persönlichkeitseigenschaften aus, die zwei distinkte Dimensionen bilden. Personen unterscheiden sich hinsichtlich der Ausprägung dieser beiden Dimensionen unabhängig von ihrem biologischen Geschlecht. Zuvor wurden Weiblichkeit und Männlichkeit als gegensätzliche Pole auf einer Dimension betrachtet und nicht als zwei getrennte Dimensionen (vgl. z. B. Constantinople 1973; Sieverding/ Alfermann 1992; Strauß et al. 1996).

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Geschlechterstereotype im Wesentlichen aus einer geschlechtsspezifischen Zuweisung sozialer Rollen hervorgehen, der Komplexitätsreduktion und der Aufrechterhaltung einer gesellschaftlichen Ordnung dienen und sowohl präskriptive als auch deskriptive Eigenschaften beinhalten. Welche Bedeutung sie für die Definition eines psychosozialen Geschlechterbegriffs haben, wird im nachstehenden Abschnitt ausgeführt.